

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Roberto Bolaño
Lumpenroman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Alles Geschriebene ist Schweinerei.

Die Leute, die das Unbestimmte verlassen, um zu versuchen, irgend etwas von dem, was in ihrem Geist vorgeht, zu präzisieren, sind Schweine.

Das ganze Literatenvolk ist schweinisch, und besonders dasjenige dieser Zeit.

Antonin Artaud

I

Jetzt bin ich Mutter und auch eine verheiratete Frau, aber vor gar nicht langer Zeit war ich eine Kriminelle. Mein Bruder und ich hatten unsere Eltern verloren. In gewisser Weise rechtfertigt das alles. Wir hatten niemanden. Und das alles buchstäblich von heute auf morgen.

Unsere Eltern waren bei einem Autounfall gestorben, während ihres ersten Urlaubs zu zweit, auf einer Straße nahe Neapel, glaube ich, oder auf irgendeiner anderen furchtbaren Straße im Süden. Unser Auto war ein gelber Fiat, gebraucht gekauft, aber äußerlich wie neu. Was von ihm übrig war, glich einem grauen Blechknäuel. Als ich ihn auf dem Schrottplatz der Polizei sah, neben anderen Unfallfahrzeugen, fragte ich meinen Bruder wegen der Farbe:

»War er nicht gelb?«

Mein Bruder nickte, gelb, na klar, aber das war vorher. Vor dem Unfall. Zusammenstöße verformen die Farbe oder verformen die Art, wie wir Farbe wahrnehmen. Keine Ahnung, was er damit sagen wollte. Ich fragte ihn das. Er sagte: Licht ... Farbe ... alles. Ich dachte, den Ärmsten hat es noch schlimmer erwischt als mich.

In dieser Nacht schliefen wir in einem Hotel, und am nächsten Tag fuhren wir im Zug zurück nach Rom, mit dem, was von unseren Eltern übrig war, begleitet von einer Frau vom Sozialamt oder einer Erzieherin oder Psychologin, keine Ahnung, mein Bruder fragte sie danach, aber ich bekam die Antwort nicht mit, weil ich durchs Fenster die Landschaft betrachtete.

Zur Beerdigung erschien nur eine Tante, die Schwester meiner Mutter, und im Schlepptau der Tante erschienen ihre grässlichen Töchter. Ich ließ meine Tante die ganze Zeit über nicht aus den Augen (was so lang auch nicht war), und öfters glaubte ich, ein halbes Lächeln auf ihren Lippen zu entdecken, manchmal sogar ein ganzes, und da wusste ich (obwohl ich das im Grunde schon immer gewusst hatte), dass mein Bruder und ich allein waren in der Welt. Die Beerdigung dauerte nicht lang. Am Ausgang des Friedhofs küssten wir unsere Tante und unsere Kusinen zum Abschied und sahen sie nie wieder. Auf dem Weg zur nächsten Metro sagte ich zu meinem Bruder, die Tante habe gelächelt, um nicht zu sagen, sich unverhohlen kaputtgelacht, als man die Särge in die Grabnischen schob. Er sagte, das sei ihm auch aufgefallen.

Von dem Moment an veränderten sich die Tage. Oder vielmehr, es veränderte sich der Lauf der Tage. Oder vielmehr das, was den einen und den anderen Tag verbindet und zugleich eine klare Grenze zwischen beiden zieht. Auf einmal gab es keine Nacht mehr und war alles ein Dauerzustand von Sonne und Licht. Anfangs dachte ich, das

käme von der Müdigkeit, von dem Schock, den das plötzliche Verschwinden unserer Eltern bewirkt hatte, aber als ich meinem Bruder davon erzählte, sagte er, ihm gehe es genauso. Sonne, Licht und berstende Fenster.

Da dachte ich, wir würden sterben.

Aber unser Leben verlief in denselben Bahnen wie vor dem Tod unserer Eltern. Jeden Morgen gingen wir zur Schule. Sprachen mit denen, die wir für unsere Freunde hielten. Lernten, nicht intensiv, aber wir lernten. Nach einem nicht allzu komplizierten Verfahren wurde uns die Rente unseres Vaters zugesprochen. Wir dachten, uns stünde mehr zu, und legten Widerspruch ein. Eines Morgens, wir saßen im Büro des Sachbearbeiters, der uns zu erklären versuchte, warum mein Vater zu Lebzeiten soundsoviel Geld verdient hatte und uns nach seinem Tod weniger als die Hälfte zustand, fing mein Bruder urplötzlich an zu heulen. Er beschimpfte den Beamten, und ich musste ihn förmlich nach draußen schleifen. Das ist nicht gerecht, schrie er. So sind die Bestimmungen, hörte ich den Beamten hinter mir betreten sagen.

Ich suchte Arbeit. Jeden Morgen kaufte ich die Zeitung, ging auf dem Schulhof die Stellenangebote durch und kreuzte an, was interessant klang. Nach einem schnellen Mittagsessen verließ ich das Haus und kehrte nicht eher zurück, als bis ich alle Adressen abgeklappert hatte. Meist handelte es sich um Angebote für offene oder verdeckte Prostitution, aber ich bin keine Nutte, ich war eine Kriminelle, aber keine Nutte.

Schließlich fand ich Arbeit in einem Friseursalon. Ich wusch Haare. Ich schnitt nicht selbst, aber ich schaute mir an, wie die anderen das machten, um mich für die Zukunft zu wappnen. Mein Bruder sagte, ich sei bekloppt, arbeiten zu gehen, wo wir von unserer Waisenrente bequem leben konnten. Waisen, zum Totlachen, das Wort. Wir rechneten alles durch. Es stimmte, leben konnten wir davon, aber nur wenn wir uns sehr einschränkten. Mein Bruder sagte, er müsse keine drei Mahlzeiten am Tag haben. Ich sah ihn an und wusste nicht, ob er das ernst meinte oder scherzte.

»Wie oft isst du am Tag?«

»Dreimal. Viermal.«

»Und wie oft am Tag willst du in Zukunft essen?«

»Einmal.«

Eine Woche später begann mein Bruder in einem Fitness-Studio zu arbeiten. Abends, wenn wir nach Hause kamen, sprachen wir miteinander und machten Pläne. Ich fing an, von einem eigenen Friseursalon zu träumen. Ich hatte meine Gründe für die Annahme, dass die Zukunft den kleinen Friseursalons gehörte, den kleinen Modeboutiquen, den kleinen Plattenläden, den kleinen und feinen Bars. Mein Bruder sagte, die Zukunft gehöre der Informatik, aber da er in einem Fitness-Studio arbeitete (er fegte und putzte Böden und Klos), begann er mit Gewichtheben und all dem Kram, mit dem man sich Muskeln antrainiert.

Nach und nach gaben wir das Lernen auf. Manchmal ging ich morgens nicht zur Schule (das dauernde Licht

wurde mir unerträglich), dann wieder war es mein Bruder, der schwänzte. Irgendwann blieben wir beide morgens zu Hause, vermissten die Schule, waren aber nicht in der Lage, aus dem Haus zu gehen, den Bus zu nehmen, unsere jeweiligen Klassenzimmer aufzusuchen und Bücher und Hefte hervorzuholen, in denen wir nichts lernen würden.

Wir vertrieben uns die Zeit mit Fernsehen, sahen erst Talkshows, dann Zeichentrickfilme, schließlich das Frühstücksfernsehen mit Interviews und Gesprächen und Berichten über berühmte Leute. Aber davon später mehr. Fernsehen und Video spielen in dieser Geschichte eine wichtige Rolle. Noch heute, wenn ich nachmittags alles erledigt habe und den Fernseher einschalte, kommt es mir so vor, als sähe ich auf der Mattscheibe die junge Kriminelle, die ich einmal war, aber dieser Anblick währt nur kurz, nur so lange, wie der Apparat braucht, um anzugehen. In diesen Sekunden kann ich jedoch die Augen der Person sehen, die ich war, kann ihr Haar sehen, ihre verächtlichen Lippen, ihre Wangen, die kalt aussehen, und ihren Hals, der ebenfalls an kalten Marmor erinnert und dessen kurzer Anblick mir fast immer das Blut in den Adern gefrieren lässt.

In jener Zeit entwickelte mein Bruder infolge seiner Arbeit im Fitness-Studio eine seltsame Gewohnheit.

»Willst du meine Fortschritte sehen?«, fragte er.

Daraufhin zog er sich das Hemd aus und zeigte mir seine Muskeln. Obwohl es kalt war und wir keine Heizung mehr

hatten, zog er sich das Hemd oder T-Shirt aus und zeigte mir Muskeln, die zaghaft an seinem Körper zu schwellen begannen, wie Geschwüre, Auswüchse, die nichts mit ihm oder mit dem Bild zu tun hatten, das ich von ihm und seinem schlaksigen, schwächtigen Jungenkörper hatte.

Einmal verriet er mir, dass er davon träumte, Mister Rom zu sein und dann Mister Italien oder Meister des Universums. Ich lachte ihm ins Gesicht und sagte ihm offen, was ich davon hielt. Um Meister des Universums zu werden, müsse man vom zehnten Lebensjahr an trainieren, sagte ich. Ich war der Meinung, Bodybuilding sei wie Schach. Mein Bruder erwiderte, so wie ich von einem Minifriseursalon träumte, habe auch er das Recht, von einer besseren Zukunft zu träumen. Das war das Wort, das er benutzte: *Zukunft*. Ich ging in die Küche und machte Essen. Spaghetti. Dann legte ich Teller und Besteck auf den Tisch. Und dachte die ganze Zeit nach. Schließlich sagte ich, die Zukunft sei mir egal, ich machte mir auch Gedanken, aber wenn ich es mir genau überlegte, reichten diese Gedanken nie in die Zukunft.

»Und wohin dann?«, rief mein Bruder.

»Nirgendwohin«.

Dann sahen wir fern, bis wir einschliefen.

Gegen vier Uhr schreckte ich gewöhnlich aus dem Schlaf hoch. Ich stand vom Sessel auf, trug die schmutzigen Teller ab, machte den Abwasch, putzte das Wohnzimmer, putzte die Küche, legte meinem Bruder eine zweite Decke über, stellte den Fernseher leise, schaute aus dem Fenster und

betrachtete die doppelte Reihe der auf beiden Seiten der Straße parkenden Autos und konnte nicht glauben, dass noch Nacht war, dass diese Weißglut die Nacht sein sollte. Es war egal, ob ich die Augen schloss oder offen hielt.